

# Jetzt ist alles gesagt!

Im 2. Band ihrer Erinnerungen erzählt Sr. Johanna von Reformen in Schule und Konvent und ihrer Selbstfindung

**DORSTEN.** „Jetzt habe ich das Gefühl, alles gesagt zu haben, was ich sagen wollte.“ Sr. Johanna Eichmann (87) ist froh und dankbar, den zweiten Band ihrer Erinnerungen abgeschlossen zu haben. In „Die Rote Johanna“, so der Titel, erinnert die Ursulinin an die Zeit von 1952 bis 2012 - ein Lebensabschnitt, der von großer Reformfreude in Schule und Konvent sowie einem befreienden Prozess der Selbstfindung geprägt ist.

„Die Rote Johanna“ - das klingt ja nach Rebellion und Kampf. Was hat Sie zu diesem Titel bewogen?

Als Schulleiterin des St.-Ursula-Gymnasiums bin ich Ende der 1960er-Jahre aufgefallen durch teilweise spektakuläre Schulreformen. Wir waren damals die erste Schule, die den Mut hatte, neue Wege zu gehen, den Schülern beispielsweise mit freier Fächer- und Lehrerwahl ein großes Maß an Verantwortung und Entscheidungsfähigkeit einzuräumen.

Fast zwei Jahre lang war ich sozusagen als Handelsreisende in Sachen „Schulreform“ unterwegs, um in Westfalen und dem Rheinland unser Modell vorzustellen. Diese Reformen „weg von der autoritär geführten Schule, hin zum Mitbestimmungsrecht“ haben mir nicht nur Lob, sondern auch den als Schmach gedachten Titel „Die Rote Johanna“ eingebracht.

Dann signalisiert der Buchtitel, dass Sie diesem Tadel entschieden entgegneten?

Richtig. Ich weiß, dass ich den richtigen Weg eingeschlagen habe und würde auch in der Rückschau gesehen immer wieder so handeln.

Ihrem ersten Erinnerungsband „Du nix Jude, du blond, du deutsch“ einen zweiten folgen zu lassen, war sicherlich eine große Kraftanstrengung. Wie sind Sie dabei zu Werke gegangen?

Diesmal ist der Verlauf nicht chronologisch erzählt. Ich habe versucht, Schwerpunkte zu setzen unter der Fragestellung „Was möchte ich mitteilen?“ Dabei haben sich drei Lebensstationen herauskristallisiert: 1. Der Eintritt in den Dorstener Konvent der Ursulinen mit den weitreichenden Ordensreformen im Gefolge des zweiten Vatikanischen Konzils, 2. meine Laufbahn als Lehrerin und reformfreudig-umstrittene Schulleiterin des Gymnasiums und 3. die Auseinander-

setzung mit meiner jüdischen Herkunft, wobei der Mitwirkung in der Forschungsgruppe „Dorsten unterm Hakenkreuz“ und dem Aufbau des Jüdischen Museums Westfalen eine bedeutende Rolle zukommt. Da ich wesentliche Eindrücke und Begegnungen schon immer zeitnah festgehalten habe, konnte ich teilweise auf Texte zurückgreifen, die ich schon vor langer Zeit verfasst habe, wie beispielsweise den Bericht über den Auschwitz-Besuch.

Bei dem Komplex „Konvent“ fällt auf, dass Sie Mater Petra Brüning und deren Nichte Sr. Maria einen besonderen Platz im Buch einräumen. Auch in Ihrem Herzen?

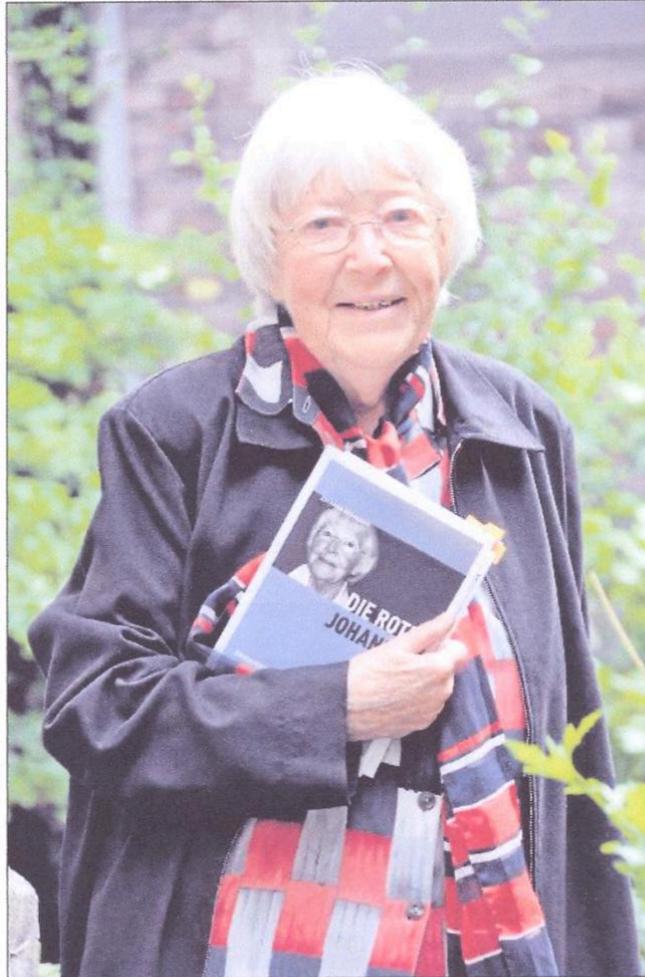
Ja. Diese beiden Frauen haben mich am stärksten geprägt. Mater Petra war meine erste Novizenmeisterin und sie war die erste, die mich verständnisvoll und behäbig auf meine Jüdischkeit hinwies. Sr. Maria ist mir später zu einer besonderen Freundin geworden. Unsere Wege haben sich immer wieder gekreuzt: Als ich 1936 als Sextanerin an die Ursulinen-Schule kam, war Sr. Maria Postulantin im Konvent. Dass ich aus der großen Schar der Pensionärinnen ausgewählt wurde, um bei Marias Einkleidung als Engelchen ihre Schleppe zu tragen, das kann kein Zufall gewesen sein. Das war Führung. – Ich vermisse sie sehr.

Sr. Maria war es auch, die im Nachklang des Zweiten Vatikanischen Konzils die Reformbegeisterung in den Dorstener Konvent trug.

Ja. Als Konzilsauditorin hatte Sr. Maria – damals unsere Oberin – vom 9. bis 24. November 1964 in Rom an den Beratungen zur „zeitgemäßen Erneuerung des Ordenslebens“ teilgenommen. Sie kehrte voller Begeisterung zurück.

Und dann fielen die üppigen Ganzkörpertrachten?

Bei den jüngeren Schwestern schon. Ich erinnere mich noch an den Palmsonntag, an dem wir zum ersten Mal die schlichte Tracht mit dem einfachen Schleier anlegten. Plötzlich konnte man das ganze Gesicht sehen. Dann kam Mater Maria Victoria, unsere Seniorin, ins Refektorium. Sie fand es grässlich, wenn nur ein Haar hervorlugte. So drückte sie mir die Haube zurück in die Stirn. Dann trat sie begutachtend zurück, schüttelte ob des merkwürdigen Anblicks den Kopf und schob den Schleier wieder nach hinten, mit den



Schwester Johanna mit ihrem neuen Buch „Die Rote Johanna“.

RN-Foto Klapsing-Reich

Worten: „Ich muss Ihnen Ihre Intelligenz wiedergeben.“

Die Reformen, die Sr. Maria angestoßen hatte, gingen aber weit über die Kleiderordnung hinaus. Was war für Sie das Entscheidende?

Dass wir unsere Ordensgründerin Angela Merici wiederentdeckt haben. Angela Merici wollte kein gottgeweihtes Leben hinter Klostermauern, sondern mitten in der Welt leben.

Sie half Anfang des 16. Jahrhunderts Frauen, auf religiösem Wege ihre Stellung in der Welt zu finden. In der Rückbesinnung auf unsere Wurzeln hat sich unsere Gemeinschaft entschlossen, es ihr nachzutun und uns auch

für Menschen zu öffnen, die mit uns in Kontakt treten wollen.

Ein entscheidender Wendepunkt in Ihrer Biographie bahnte sich 1983 an. Erzählen Sie, was passierte?

1983 gab es in der VHS auf Initiative des damaligen Leiters Franz-Josef Stevens eine Ausstellung zum Thema Nationalsozialismus und jüdische Familien in Dorsten. Da traf ich Wolfgang Stegemann und Dirk Hartwich, die mich fragten, ob ich Lust habe, in einer Forschungsgruppe mitzuwirken, die die NS-Geschichte Dorstens aufarbeiten wollte.

Da haben Sie dann sofort zugesagt?

Ich muss dazu sagen, dass ich mich noch weit bis nach dem Krieg nicht getraut habe zu sagen, dass ich eine jüdische Mutter habe und damit jüdischer Abstammung bin. Die schlimmen Erfahrungen, die ich in meiner Kindheit und Jugend gemacht hatte, waren zum Trauma geworden. Dann wurde mir 1983 auf diese Weise zugespielt, dass ich mich einsetzen durfte für die Aufarbeitung der

NS-Zeit, den Aufbau des Jüdischen Museums, und dass ich als Museumsleiterin öffentlich sagen konnte: „Ich bin Jüdin“ – das war ein Wendepunkt in meinem Leben. Erst dadurch habe ich ganz zu mir selbst gefunden.

Ihre Erinnerung malt nicht mit dem sprichwörtlichen goldenen Pinsel. Sie erwähnen auch schmerzliche Dinge. Was tut noch heute weh?

Wolfgang Stegemann war ein wichtiger Motor in unserem Team beim Aufbau des Jüdischen Museums. Dass wir uns entfremdet haben, tut bis heute weh.

Was bedeuten Ihnen persönlich Ihre niedergeschriebenen Erinnerungen?

Es war mir wichtig, dies alles niederzuschreiben, denn ich gehöre zu den letzten Leuten, die über die Zeit etwas aussagen können. Auch war es mir wichtig, das Andenken an Persönlichkeiten zu bewahren, die in St. Ursula viele Menschen geprägt haben. Jetzt habe ich das Gefühl: Ich habe alles gesagt, was ich sagen wollte.

Fragen: Anke Klapsing-Reich



1967 zeigt sich Schulleiterin Sr. Johanna mit der Abiturientia des St.-Ursula-Gymnasiums schon in schlichter, reformierter Tracht.

RN-Foto Archiv

## Buchvorstellung

Sr. Johanna Eichmann wird heute (27.6.) um 19.30 Uhr das Buch mit einer Lesung von Auszügen im Jüdischen Museum Westfalen vorstellen.

Am Samstag (29.6.) steht die Autorin in der Altstadtbuchhandlung, Recklinghäuser Straße, von 10 bis 12 Uhr zum

Signieren bereit.

Johanna Eichmann: Die rote Johanna. Erinnerungen 1952-2012, Essen 2013, ist mit freundlicher Unterstützung der Landeszentrale für politische Bildung NRW im Essener Klartext-Verlag erschienen und kostet 14,95 Euro.